



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

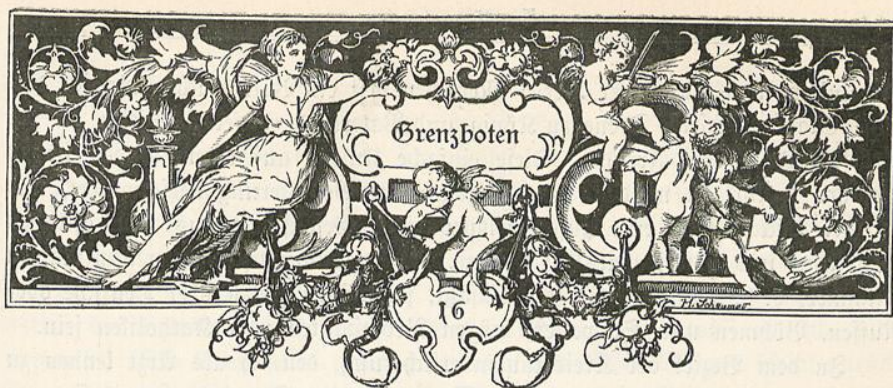
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sch.: Tagelöhnerhäuser

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Tagelöhnerhäuser



Die deutsche Agrarnot hat zwei Seiten, oder sie zeigt sich in zwei Symptomen. Das eine ist das Sinken der Grundrente und infolge dessen der Güterwerte, und das andre ist die Arbeiternot, die Flucht vom Lande. Dieses zweite Symptom begleitet nicht zufällig das erste, sondern gehört dazu, wie die eine Seite des Thalers zur andern. Bei der Rente und den Güterwerten handelt es sich um Zahlen, über deren Bedeutung man streiten kann, aber bei der Arbeiterfrage handelt es sich ohne Umweg um Menschen. Diese Erscheinung ist darum politisch wichtiger. Man hat sie sehr richtig die Flucht vom Lande genannt, denn sie ist nicht nur eine Flucht der Arbeiter, wenn man genau hinsieht. Bei diesen ist sie nur am sichtbarsten, weil die Besitzlosen am leichtesten ausreißen können, wie die Ratten vom Schiffe.

Ich will den Thatbestand schildern, wie er sich auf einem kleinen Beobachtungsgebiet, das ich genau kenne, darstellt. Es handelt sich um die nordöstlichste Ecke der Altmark, die sogenannte Wiesche, das Tiefland der Elbe, eine Gegend, die durch ihre Besitzverteilung mit dem Osten vieles gemeinsam hat. Die eingeseffene Bevölkerung zeichnet sich hier dadurch aus, daß sie offenbar seit langer Zeit sesshaft geblieben ist und sich aus sich selbst heraus ergänzt hat. Fast alle Eigennamen der kleinen Leute kommen zugleich als Ortsnamen in der Altmark vor; die meisten Menschen leben hier noch in der Nähe der Orte, nach denen ihre Vorfahren vor Jahrhunderten ihren zweiten Namen erhielten. Zugleich haben sie auf diese Weise den Namen gemeinsam mit den eingeseffenen Adelsgeschlechtern, die sich ebenfalls nach diesen Orten nennen. So ist der bürgerliche Name Bismarck verbreitet und bedeutet, daß sein Träger, wie andre berühmte Leute auch, aus der benachbarten Stadt Bismarck stammt. Kraft der Geschichte, die sie gemeinsam durchgemacht haben, ist ihnen allen das

gemeinsam, was aus einer Herde Menschen erst ein Volk macht, nämlich derselbe Glaube, dieselbe Treue zu König und Vaterland, dieselben Sitten bei der Arbeit und in der Freude. Diese einfache Kultur auf altem Boden ist in Gefahr, zerstört zu werden. Die eingestammte Bevölkerung verschwindet, und in ihre Lücken rückt eine zusammengewürfelte Gesellschaft aus den östlichen Provinzen und von jenseits der Grenze, die der Einheimische unter dem Namen Uslänner, d. h. Ausländer, zusammenfaßt, sie mögen Polen oder Deutsche oder Russen, Böhmen und Schweizer, mögen Protestanten oder Katholiken sein.

In dem Bezirk der Kreisrankenversicherung, den ich als Arzt kennen zu lernen Gelegenheit hatte, betrug der Prozentsatz der Fremden, soweit sie zum Arzt kamen, über zehn, vielleicht unter zwanzig der versicherten Landbevölkerung, in dem Landkrankenhaus annähernd zwanzig Prozent der Besucher, wobei zu beachten ist, daß die Fremden zwar mehr als die Einheimischen ins Krankenhaus kommen, weil sie meistens nicht in der Familie verpflegt werden können, aber andererseits auch weniger, weil die Wanderarbeiter natürlich aus gesunden und rüstigen Leuten bestehn, die alle Siechen zu Hause lassen. Die große Masse der Fremden besteht zum einen Teil aus Wanderarbeitern, jetzt meistens Russen, zum andern aus denen, die ansässig geworden sind, als Knechte und Mägde oder als verheiratete Tagelöhner oder als städtische Arbeiter. Genaue Zählungen giebt es meines Wissens nicht. Sie würden auch ein sehr verschiednes Resultat geben, je nachdem sie angestellt würden. Es wird berichtet, daß man in einem rheinischen Industriebezirk hunderttausend, zwanzig Prozent der städtischen Arbeiterbevölkerung, gezählt hat.

Welche Verwüstung diese Einwanderung unter dem eingeeffenen Volk anrichtet, darüber würde ein Landgeistlicher besser berichten können als ich. Ich glaube, daß man sich die Kluft zwischen Einheimischen und Fremden im Volk größer vorstellen muß, als sie in unsern Kreisen wäre. Das Volk lebt auf dem Lande noch in den Anschauungen des Jahrhunderts der Glaubenskriege. Nationale Unterschiede sind ihm nur annähernd so lebendig als religiöse. In den niederländischen Dörfern sagt man von einer Polin nicht, sie trägt sich polnisch, sondern: Sie is katholisch annetrekt. Ähnlich wird vom Volk im Posenschen deutsch und polnisch umgedeutet in protestantisch und katholisch. Mit der Religion wird aber auch ein ganzer Schatz von allgemeinen ästhetischen und ethischen Werturteilen und unbewußten kategorischen Imperativen, eine Art Sprache der Moral vererbt, die Zusammengehörige vereint, Fremde aber von einander trennt. Natürlich kommen zahlreiche Mischehen vor. Und es scheint mir, daß die Kinder aus solchen Ehen eine Art Unsicherheit der Anschauungen mitbringen müssen, die sie minderwertig macht. Wie das auch sei: politisch wird man von dieser Einwanderung auf den Trümmern der alten konservativen Landbevölkerung zunächst einen Zuwachs von Zentrumswählern zu erwarten haben, schließlich aber ein grundsatzloses Proletariat, das der Sozialdemokratie

eine billige Beute wird, das möglichst wenig dazu geeignet ist, körperlich und moralisch gesunde Ersatzmannschaften für die Heere der Arbeit wie bisher zu liefern. Denn eine Verbesserung der Klasse kann uns dieses elende, in Entbehrungen groß gewordne, demütige, schlecht geschulte, verhoffne Volk, das sich außerdem auf das Kleinkinderwarten ganz miserabel versteht, in keiner Weise bringen. Im allgemeinen kann man sagen: der Weggang der Einheimischen ist das primäre, der fremde Zuzug das sekundäre, obwohl auf dem einzelnen Gute wieder die Polenwirtschaft manchen Einheimischen, der etwas auf sich hält, wegtreibt. Die Tüchtigsten gehen fort, und gerade der Schund bleibt zurück. Die absolute Zahl der Landbevölkerung nimmt in dieser Gegend ab, was auch von andern Gegenden Deutschlands bewiesen ist.

Was ist es, was den einheimischen Arbeiter wegtreibt? Ohne Zweifel locken die hohen Löhne, die in der Industrie dem tüchtigen Arbeiter gezahlt werden, gerade die tüchtigsten unter den jungen Landbewohnern fort, wobei man sich nicht vorstellen darf, daß diese nun in den großen Städten untenan kämen. Solche Löhne können heutzutage von der Landwirtschaft auch brauchbaren Leuten nicht gezahlt werden. Aber von diesem Fortlocken will ich hier absehen und die wirklichen Schäden schildern, die den Tagelöhner forttreiben. Das sind die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande, und was damit zusammenhängt.

In der Wiese wohnt nur der geringere Teil der Arbeiter in eignen Häusern oder zur Miete bei jemand, in dessen Dienst er nicht steht. Die meisten wohnen in den Tagelöhnerhäusern der Bauern und Gutsherren, bei denen sie arbeiten. Von diesen Tagelöhnerhäusern sind in den Zeitungen schon greuliche Beschreibungen entworfen worden. Schlimmer als Schweineställe sollen sie sein. Nun, ich kenne auf ein paar Quadratmeilen fast alle, Hof für Hof, und habe manche Tages- und manche Nachtstunde als Arzt in ihnen zugebracht. Es muß zugegeben werden, sie sind zumeist miserabel, feucht, undicht, eng, manchmal nur gepflastert, mit verklebten Scheiben, den heutigen Ansprüchen nicht mehr angemessen, sanitätspolizeiwidrig, wenn wir eine Sanitätspolizei hätten, genau so, nicht mehr und nicht weniger, wie die eignen Häuschen der Büdner und Kleinbauern und wie die meisten Häuser der kleinen Leute in der Landstadt, obgleich nicht so gesundheitsgefährlich, wie überfüllte Wohnungen in der Großstadt. Aber man kann sagen, auch das ärmlichste Hüttchen wird sogleich wohnlich und sauber, wenn ordentliche Leute darin wohnen, und bessere Tagelöhnerhäuser sehen sogleich wie Schweineställe aus, wenn liederliche Menschen drin hausen. Man kann aus dem Aussehen der Hütte nicht nur auf den Herrn, sondern vor allem auf die Bewohner schließen. Große Reformen sind von den Herren nicht zu erwarten aus dem einfachen Grunde, weil hier die meisten ihre eignen Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude nicht flicken können und demnach natürlich auch nichts für Tagelöhnerhäuser übrig haben. Gerade die

Wiesche ist durch den landwirtschaftlichen Rückgang wohl viel mehr als andre Gegenden Deutschlands verwüstet.

Die Leute, die mit ihrer Familie als Tagelöhner zu einem Gutsherrn ziehen, vermieten sich auf ein Jahr von Martini zu Martini. Sie erhalten freie Wohnung im Tagelöhnerhaus und Kartoffeln und dürfen sich Schweine mästen. Das Verhältnis wäre an sich ganz befriedigend, wenn die beiden Parteien, Herren und Arbeiter, immer vollkommene Menschen wären. Ich kenne manchen Tagelöhner, der schon jahrelang bei seinem Herrn ist, und der im Laufe der Zeit einen gewissen Wohlstand erlangt hat. Können die Leute zwei Schweine mästen,*) so bringt das Geschäft einen bedeutenden baren Überschuß über ihren eignen Fleischbedarf, der nach und nach zu einem Vermögen anwächst, wovon die Eltern ihre Kinder gut erziehen und ausstatten können. Es kommt auch vor, daß sich ein Arbeiter schließlich ein Häuschen vor der Stadt kauft, um sich selbständig zu machen. Aber dies ist die Ausnahme, die Regel ist leider anders. Da giebt es plötzlich Streit, sei es, daß der Herr oder der Arbeiter oder dessen Frau oder die erwachsenen Kinder daran schuld sind, und nach ein oder zwei Jahren hat das Dienstverhältnis ein Ende. Um Martini erhebt sich also jedes Jahr ein großes Ziehen, ein großer Austausch der Tagelöhnerfamilien, und weil der Durchschnitt der Menschen gleich gut oder schlecht ist, so hat eigentlich keiner einen Vorteil davon. Mancher Herr jagt seinen Tagelöhner, weil er in der Betrunktheit auffässig wurde, fort und erhält einen andern, der überhaupt nicht mehr nüchtern wird. Für die Leute ist das Ziehen fast immer ein Unglück. Zweimal ziehen ist so gut wie einmal abgebrannt, sagen die Bürgerleute. Aber ein Arbeiterhaushalt, der auf einem Leiterwagen mehrere Stunden über Land gefahren wird, muß schon mit einemmale ruiniert werden. Gutes Geschirr z. B. kann so eine Familie nicht haben. Sie darf nur das notwendigste haben. Statt daß die Habe zunimmt, kann sie von einem zum andern male nur abnehmen. Von der Viehwirtschaft und dem Kartoffelbau können solche Leute natürlich auch keinen entsprechenden Vorteil haben.

Die Herren sagen: Die Leute brauchen ja nicht zu ziehen. Wir sind froh, wenn sie bleiben; ordentliche Leute werden nicht fortgeschickt! Aber so sind nun einmal heute unsre Arbeitsleute. Über alle Bequemlichkeit und die Geldvorteile stellen sie ihre Freiheit. Daß sie sich jederzeit ihren Dienstherrn wählen können, daß sie ihrem Herrn aussagen können, wenn sie Lust haben bei jedem kleinen Streit, nur um „sich zu verändern“ — das ist ihr Stolz. Auf dieses Recht halten sie, wie auf ihre Magna charta. Sie sind darin freiheitsliebender

*) Das „nationale“ Schwein ist auch ein „soziales“ Schwein. Nichts schadet den kleinen Leuten auf dem Lande so als Schweinegüthen, und nichts bringt ihnen mehr Vorteil als eine Fleischnot, die gute Preise bringt für die einzige Ware, die sie verkaufen, das Schwein. Die Differenz zwischen Kartoffelpreisen und Fleischpreisen gehört den kleinen Leuten.

und freier als viele Leute des Mittelstands. Zum Beispiel der Zwang, daß die Frau in der Ernte mitarbeiten muß — die meisten kleinen Besitzer verlangen das —, ist manchem beinahe ehrenrührig. Ich kenne einen Arbeiter mit großer Familie, der deshalb im November den Dienst verließ, obwohl er mit seinem Herrn zufrieden war, sich also für den Winter brotlos machte und in die kleine Stadt zog, wo um diese Zeit doch die geringste Nachfrage nach Arbeitern ist. Er trug mir das vor mit den Worten: Man kriegt immer Arbeit; aber meine Frau soll bei den Kindern bleiben. Dieser Freiheitstolz, nicht der Glaube, daß sie in der Stadt weiter kommen könnten, treibt die Leute von einem Herrn zum andern und schließlich in die Stadt und sorgt dafür, daß der Stand der Tagelöhner keinen tüchtigen Nachwuchs bekommt. In der Stadt haben sie Freiheit, ihre Herren zu wählen und zu wechseln und sozusagen die Herren ihres Herrn zu sein. Das ist es, was sie ganz mit Recht lockt. Wenn auch die Gutsherren ihnen die komfortabelsten Häuser hinbauten, die Leute würden doch nach der Stadt gehn, nach der Freiheit, die sie suchen.

Würde man dagegen den Leuten ihre Tagelöhnerhäuser zu eigen geben, oder sie zur Miete wohnen lassen, aber nicht bei ihrem Herrn, sondern bei einem unbeteiligten dritten, sodaß sie ihre kleinen Wirtschaften fortführen und verbessern und doch von einem Herrn zum andern laufen könnten, so bin ich überzeugt, es würden sich auch die Tüchtigsten halten lassen. Denn unter solchen Umständen sind sie wieder auf dem Lande freier als in der Stadt. Sie würden vielleicht seltner den Dienst wechseln als jetzt und bei dem Herrn dauernd arbeiten, vor dessen Thorweg sie wohnen. Aber sie hätten doch die Macht, ihm jeden Tag den Stuhl vor die Thür zu setzen, ohne dadurch obdachlos zu werden, und sie würden sich nicht scheuen, ein ganzes Jahr lang täglich ein bis zwei Stunden über Land zu einem andern zu laufen, um ihre Freiheit zu beweisen. Ich kenne Leute — sie gehören zu den besten Arbeitern —, die eine Stunde vor der kleinen Stadt wohnen, in der sie arbeiten, nur um die Freiheiten des Landlebens zu genießen. Sie haben ein Häuschen, worin sie allein wohnen, Viehwirtschaft und ein paar Morgen Land und dazu die Sicherheit, nicht gekündigt zu werden, so lange sie pünktlich Miet- und Pachtzins zahlen. Sie sind zu Hause ihre Herren. Da spielt der Weg keine Rolle. Aber eben diese Freiheit fehlt den heimatlosen Tagelöhnern.

Gesetzt, die Versicherungsanstalt Sachsen-Anhalt baute neben die alten Tagelöhnerhütten neue Arbeiterhäuser mit kleinen Gärten und vermietete sie an den freien Arbeiter nach den gewöhnlichen Mietgebräuchen, so wäre das erreicht, was bis jetzt fehlt. Die Leute hätten eine Wohnung, aus der sie nicht getrieben werden könnten, so lange sie ihre Miete zahlen, wobei ich annehme, daß die Behörde auch gelegentlich ein Vierteljahr Geduld haben würde. Je mehr solcher Arbeiterhäuser, desto mehr unabhängige, wenn auch besitzlose Landarbeiter würde es geben. Das zwecklose und verderbliche Umherziehen

hätte dann ein Ende. Die Leute hätten eine Heimat, die sie sich schmücken könnten. Auch die erwachsenen Kinder hätten dann ein Elternhaus und glichen nicht der Spaghenbrut, die, wenn sie flügge geworden ist, aus dem Nest geworfen wird. Den Herren müßte das Recht bleiben, wenn sie Lust haben, in die alten Tagelöhnerhäuser beliebige Familien einzusetzen. Sonst würden sie die Bedienten des Arbeiters sein. Aber viel Gebrauch würden sie davon nicht machen. Es würde das sehr bald nur eine Hilfe in der Not werden. Im ganzen genommen würde die Arbeiterbevölkerung in den neuen Häusern so viel arbeiten wie in den alten. Freilich würde die materielle Macht der Gutsherren über diese Arbeiter verringert. Einige Gewaltherrscher würden sich schlechter dabei stehn. Die meisten aber würden auch so mit den Leuten auskommen, denn die Verhältnisse würden dadurch ja nur denen im Westen ähnlicher gemacht werden. Im ganzen, glaube ich, würden die Herren besser bedient werden als jetzt in den Zeiten des Russenimports und =exports. Der Arbeiterbedarf wäre besser gedeckt, als er jetzt ist; denn wir erwarten ja eben von der Neuerung, daß sich tüchtige Leute halten lassen.

Freilich eine Rute muß für die Leute da sein. Denn wenn es dazu kommen sollte, daß auf diesem Wege die Gutsherren keine Arbeiter bekämen, sondern nur Arbeiter los würden, so würde die Neuerung bald zum Stillstand kommen. Aber dafür sind ja die siebzig bis achtzig Mark Miete da, die die Arbeiter jährlich verdienen müssen, wenn sie nicht an die Luft gesetzt werden wollen; scheinbar würden sich diese Mieter zunächst gegen die Tagelöhner mit freier Wohnung sogar schlechter stehn; aber trotzdem glaube ich, daß es nicht an Mietern fehlen würde. Auch könnten die Herren weiterhin einen jährlichen Kontrakt machen und die Zahlung der Hauptgeldsumme gegen das Ende der Kontraktzeit verlegen. Daß die Bewohner dieser Arbeiterhäuser zu einem arbeitslosen Proletariat würden, braucht man nicht zu fürchten. Dazu ist der Mangel an Arbeitern auf dem Lande zu groß. Überflüssige Häuser würden leer stehn. Durch ihre eigne kleine Wirtschaft könnten die Leute im Gegenteil zu Wohlstand kommen. Das fahrende Volk aus Posen, Rußland und Galizien ist jedoch wirklich nur Proletariat, wie wir es armseliger nicht haben. Daß sie in diesen Häusern Räuberkolonien bilden würden, eine Ansicht, die auf der Versammlung des Vereins für Wohlfahrtspflege auf dem Lande ausgesprochen wurde, brauchen wir von der Mehrzahl unsrer Arbeiter nicht zu befürchten. Wäre ich ein Führer der sozialdemokratischen Partei, so würde ich das ganze Vermögen der Partei in Arbeiterhäusern anlegen, in der Stadt und auf dem Lande, in Einfamilienhäusern, worin die Leute bei ehrlicher Zahlung der Miete in Wahrheit Eigentümer wären. Diese Leute würden Fanatiker der Partei werden. Denn ich kann mir nichts denken, was mit solcher Dankbarkeit angenommen würde. Aber warum sollten sich nicht auch die Regierenden diese Dankbarkeit verdienen können?

Der Gutsbesitzer Reckleben*) auf Westerholz in Holstein hat einen ähnlichen Versuch gemacht, und zwar auf dem Wege, der für den Privatmann allein gangbar ist. Er hat den Arbeiter zum Besitzer des Hauses gemacht und ihn für den Kaufpreis verschuldet. Das wäre nicht nötig, wenn der Eigentümer des Hauses eine öffentliche Behörde wäre, die nur kündigt, wenn der Mieter andauernd zahlungsunfähig wird, und die nie mehr Miete verlangt, als zur notwendigen Verzinsung ihrer Kapitalien gehört. Mieter in solchen Häusern würden Eigentümern gleichen; denn auch der Eigentümer kann aus seinem Hause geworfen werden, wenn er bankrott wird. Ob das, was er zahlt, Schuldenzins oder Miete heißt, ist vor der Wirklichkeit gleichgiltig. Im allgemeinen sind die Arbeiter nicht geneigt, einen Besitz anzunehmen, den sie mit Schulden kaufen müssen. Alle kleinen Leute sind mißtrauisch und haben Angst, bei einem so weit ausschauenden Geschäft zu kurz zu kommen. Sie würden sich durchaus nicht nach Arbeiterrentengütern**) drängen. Freie Wohnungen auf dem Lande würden aber sehr schnell voll sein. Das Verfahren würde sich auch leichter selbst korrigieren. An Stellen, wo kein Verdienst ist, würden die Häuser leer bleiben, ohne daß ein armer Arbeiter in Schuldnenschaft erst die Unmöglichkeit beweisen müßte. Für den Herrn fiele das Recht fort, dem Arbeiter die geschuldete Kapitalsumme zu kündigen, und zugleich die moralische Pflicht, den Mann zu beschäftigen, für den Arbeiter der indirekte Zwang, für diesen Herrn zu arbeiten. Die Armenlasten könnte die Anstalt übernehmen. Wenn wir absehen von den Vorteilen, die die sanitären Verbesserungen für die Versicherungsanstalten haben können, so erscheint doch auch ohnedies das Geschäft keineswegs riskant. Der einzelne Arbeiter ist freilich ein unsicherer Schuldner, obwohl für eine Behörde weniger als für einen Privatmann; ebenso ist ein einzelner Wechsel ein sehr unsicherer Besitz. Trotzdem legen die großen Banken Unsummen in Handelswechseln an und erklären diese Anlage für die einzig bankgerechte und sicherste, weil immer nur ein Teil, nie alle ausfallen können, weil die meisten immer flüssig sein werden. So könnte auch die Versicherungsanstalt, die auch eine Bank ist, ihr Vermögen in solchen Häusern stecken haben. Denn daß die große Masse der deutschen Arbeiterschaft auf dem Lande zahlungsunfähig wird, kann nur in großen Kriegen und Revolutionen vorkommen, wo auch die Versicherungsbeiträge ausbleiben werden. Gewöhnliche Krisen berühren die Landarbeiter am wenigsten.

Eine solche Maßregel wäre zugleich das wirksamste Mittel gegen die drohende Polonisierung des platten Landes, denn Agrarfrage und Polenfrage gehören eben zusammen. Die Gefahr wird ja mit jedem Tage klarer erkannt,

*) Zweite Hauptversammlung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Berlin, Trowitzsch, 1898.

**) Mey in den Grenzboten 1898, Nr. 41. Mey sagt zum Schluß ungefähr: aber Gile thut not, sonst wird man keine Leute mehr finden, die solche Güter übernehmen wollen.

aber was man bisher dagegen vorgenommen hat, verspricht wenig Erfolg. Heutzutage wird der nationale Charakter eines Volkes nicht mehr von oben her, sondern von unten her angegeben. Was zu Bismarcks Zeiten richtig war, daß es keinen polnischen Mittelstand gäbe, ist heute nicht mehr wahr; denn über dem niedern Volk baut sich der polnische Mittelstand mehr und mehr auf. Polnische Handwerker, Kaufleute, Unternehmer, Ärzte und Rechtsanwälte verdrängen in den Städten und auf dem Lande mehr und mehr die Deutschen. Was nützt es da, wenn man für ein deutsches Theater, eine deutsche Bibliothek, ein deutsches Museum, ein hygienisches Institut und dergleichen sorgt? Damit flickt man nur das Dach eines Hauses, dessen Grundmauern schon weggeschwimmen. Was nützt es auch, wenn man sich zuruft: „Kauft nur bei Deutschen“? Sind sich doch die Polen selbst genug.

Es giebt einen polnischen Mittelstand, und folglich wird es auch ein polnisches Volk geben — man sehe nur, was aus den Tschechen geworden ist —, und dieses Volk wird so weit reichen, wie die dichten Massen der polnischen Arbeiter reichen, mit oder ohne politische Selbständigkeit. Was soll es nützen, wenn die Ansiedlungskommission in zehn Jahren 2000 deutsche Bauern ansiedelt, und wenn sie es wirklich in nochmals zehn Jahren auf 5000 bringt, zu denen vielleicht 30000 Seelen gehören. Ist das genug gegen das Wachstum der polnischen Bevölkerung in den ehemals deutschen Gegenden des Ostens? Man zähle doch einmal. In einem Industriebezirk des Rheinlands soll es sogar schon 100000 Polen geben, zwanzig Prozent des Arbeiterstands. Welche Zahlen würden wohl Pommern, Brandenburg und Sachsen geben? Jedenfalls genug, die Zahlen der Ansiedlungskommission zu erdrücken. Einstmals waren die Bauern die unterste Schicht der Bevölkerung, und damals war es richtig, mit Bauern zu kolonisieren; heute sind sie das nicht mehr, sondern die Arbeiter. Wenn die Polen mit Arbeitern kolonisieren, wir aber mit Bauern, d. i. mit Besitzern, so werden die Polen siegen, denn sie haben die eigentliche Zeugungskraft des Volkes in ihren Dienst gestellt, den Arbeiterstand. Die russischen Arbeiter aussperrn, wäre für die Landwirte verderblich und doch nur eine halbe Maßregel, denn sie trifft die deutschen Polen nicht. Deshalb kann nichts anderes helfen, als Zufuhr deutscher Arbeiter.

Gelänge es aber, die deutschen Arbeiter wieder seßhaft zu machen, so würden wahrscheinlich bald die alten Grenzen wieder hergestellt werden. Es würde eine breite Grundlage für unsre deutsche Kultur wieder geschaffen, ein Stand wieder hergestellt sein, der die körperlich und moralisch tüchtigen Ersatzmannschaften lieferte, die wir brauchen; ich meine nicht bloß für das Heer. In gesunden Wohnungen und bei seßhafter Lebensweise ist das Kinderkriegen und Kindererziehen außerdem leichter und erfolgreicher. Denn dazu gehört eigentlich ein eigener Herd. Die Zeugungskraft eines Volkes steht durchaus nicht für immer fest und auch nicht außerhalb aller Beeinflussung. Es ist

darum wohl möglich, daß wir die Polen wieder zurückschlagen. Wir müssen das Flachland behalten; denn nur auf dem Lande wird das Volk immer von neuem ergänzt, in den Arbeiterkasernen der Großstädte wird es konsumiert.

Thäte man ein übriges, und gäbe man einer Behörde das Recht, dort, wo Nachfrage nach Kleinbesitz ist, dem Gutsherrn auf dem Wege der Expropriation, also gegen volle Entschädigung zehn bis zwanzig Morgen für das Arbeitergut zu nehmen, unter der Bedingung, daß ein neues Arbeiterhaus für besitzlose Arbeiter aufgeführt würde, so läge es in der Hand des Staates, nach und nach den Osten mit Kleinbesitz zu überziehen und so das Allheilmittel gegen alle sozialen Schäden zu probieren. Das Recht dazu hat man, denn es ist wohl noch nicht ganz aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden, daß das private Grundeigentum auch öffentliche Pflichten hat, daß es niemals ganz privat werden kann, daß es z. B. nicht um seiner privaten Existenz willen den Besitzstand des Volkes, die politischen und die Sprachgrenzen gefährden darf. Mancher Besitzer wird hierbei fürchten, es ginge auf seine Entrechtung und Enteignung aus; aber keine Sorge! So schnell würde es nicht vorwärts gehn mit der Kolonisation durch Besitzübertragungen, weil die Neigung zu der mühevollen und undankbaren Arbeit des Kleinbauern im Volke keineswegs in dem Maße vorhanden ist, wie man vorauszusetzen beliebt. Darum eben ist es nötig, daß damit begonnen wird, den Arbeitern auch ohne Besitzübertragung eine sichere Heimat auf dem Lande zu geben, denn damit kann man schneller kolonisieren.

Sd.



Der Römerstaat



olybius hält es für ausgemacht und allgemein anerkannt, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin der Staatsmänner sei; in unsern Tagen liest man oft: nichts sei gewisser, als daß sich aus der Geschichte keine praktischen Verhaltensmaßregeln ableiten ließen, weil keine einmal dagewesene Lage wiederkehre. Wer hat Recht? Vernehmen wir einen alten Praktikus! Wenn ich erwäge, schreibt Machiavelli in der Einleitung zu seinen Discorsi über die ersten zehn Bücher des Livius, „wenn ich erwäge, in welchem Grade das Altertum verehrt wird, wie gar mancher um hohen Preis einen antiken Torso kauft, um ihn immer bei sich zu haben, sein Haus damit zu schmücken, ihn von einem Künstler nachbilden zu lassen, welche Mühe sich dann dieser mit der Nachbildung giebt; wenn ich andererseits sehe, wie die tugendhaften Handlungen, die in den alten

Grenzboten II 1899

16